

Bischof Dominique Rey

Auf dem Weg zu einer missionarischen Diözese

I. Die Diözese Frejus-Toulon

In der Diözese Frejus-Toulon in Süden Frankreichs leben ca. 1,1 Millionen Einwohner. Es gibt 820 Priester und viele religiöse Gemeinschaften, darunter auch zahlreiche, die kontemplativ ausgerichtet sind. Die Menschen leben vor allem vom Sommertourismus. Dieser verdoppelt alljährlich die Einwohnerzahl dieser Region auf 2,2, Millionen. Eine große Rolle spielt auch der Weinbau. Toulon selbst ist eine alte Festungsstadt, die bis heute eine starke Präsenz militärischer Einrichtungen aufweist.

II. Persönliche Erfahrungen

Ich bin seit acht Jahren Bischof. Zuvor war ich Priester in einer Pfarrei im Zentrum von Paris. Zusätzlich war ich Geistlicher Begleiter von Priestern und Seminaristen, insbesondere von der Gemeinschaft Emmanuel. In dieser Zeit habe ich in meinem priesterlichen Dienst entdeckt, dass die Pfarre ein Ort der Mission sein kann, dass sich in einer Pfarre eine missionarische Gemeinschaft bilden kann.

Das ist keine Selbstverständlichkeit. Denn ich beobachte verschiedene Typen von Gemeinschaften, die es in der Kirche gibt:

- So gibt es Gemeinschaften, die wie Museen sind. In meiner Diözese, die seit dem vierten Jahrhundert existiert, gibt es zahlreiche schöne historische Bauten. Aber viele Kirchen sind wie Museen, denn es ist niemand da, der sie belebt. Man kann zwar Kunstwerke bewundern, aber sonst geschieht nichts. Es gibt keine Gemeinschaft mehr, die dort ihr Christsein wirklich miteinander lebt.
- Ein anderer Typ christlicher Gemeinschaften zeichnet sich durch Organisationsfähigkeit aus und entwickelt verschiedenste Aktivitäten, die aber auf das Leben der Gemeinschaft selbst gerichtet sind. Ich bin berührt, wenn ich bei meinen Pastoralbesuchen nachfrage, was alles geschieht und worum es bei den pastoralen Beratungen geht. Oft antwortet man mir: Wie organisieren dieses Volksfest oder jene Veranstaltung, wir setzen diese und jene Aktivität. Aber es gibt kaum eine pastorale Reflexion, warum dies alles geschieht.
- Wir haben auch Gemeinschaften, die soziale Zentren sind. Auch hier wird viel organisiert, und es werden Zeichen gesetzt, die mit dem Evangelium zu tun haben. Aber was der spezifisch christliche Beitrag, der die Einzigartigkeit einer christlichen Gemeinschaft im Sinn des Evangeliums ausmacht, kommt in dem vielen sozialen Engagement zumeist zu kurz.

- Schließlich haben wir Gemeinschaften, die sich als Servicestellen, als „Dienstleistungsunternehmen“ verstehen. Diese folgen eigentlich einer Logik kulturellen Konsumdenkens. Da kommen Menschen in die Kirche, aber sie kennen einander nicht und sie legen auch keinen Wert darauf, Gemeinschaft zu bilden. So gehen sie wieder auseinander und jeder bleibt für sich.

Für mich aber ist eine christliche Gemeinschaft – so wie ich es in meiner Pfarre in Paris kennen gelernt habe – zuallererst eine Familie, ein Haus, ein Ort, an dem man vier Dimensionen finden kann, die für jede christliche Gemeinschaft fundamental sind: ein Ort, wo man Jesus Christus verkündet; ein Ort, wo man den Glauben bekennt (und diesen durch Katechese vertiefen kann); ein Ort, wo man die Sakramente feiert; ein Ort, wo Diakonie gelebt wird im Sinn eines Dienstes an der Gesellschaft, besonders in der Sorge um die Ärmsten.

Die christliche Gemeinschaft, in der ich damals mitgelebt habe, hat versucht, diese vier verschiedenen Dimensionen umzusetzen und zu leben, und damit eine „spezifisch christliche“ Gemeinschaft zu bilden: eine Gemeinschaft, die verkündet; die in den Glauben einführt, ihn vertieft und zeigt, wie man als Christ lebt; eine Gemeinschaft, die den Glauben feiert; eine Gemeinschaft, die diakonisch wirkt.

In Paris habe ich eine zweite grundlegende Erfahrung betreffend „Evangelisierung“ gemacht. Tagsüber war ich in der Pfarrei, am Abend jedoch war ich verantwortlich für eine Bar auf dem Place Pigalle, die sich zwischen Sexshops und anderen einschlägigen Geschäften befunden hat. Zusammen mit einem Team von Priestern und Laien waren wir dort präsent und haben Zeugnis gegeben. Nach außen hin handelte es sich um ein normales Restaurant. Die Menschen sind gekommen, weil es ein nettes Lokal war, das Essen und die Getränke waren gut, die Bedienung war freundlich. Von Kirche hatten sie natürlich keine Ahnung. Sie wurden dort empfangen und bedient wie in jedem anderen Restaurant auch. Freilich war sichtbar, wer wir waren. So haben sich viele Gespräche ergeben. (Und wie in jedem anderen Lokal auch hat sich wohl ein Stammpublikum gebildet.) Unser Ziel war jedoch, Anwesenheit, Präsenz in diesem Viertel zu zeigen. In der Begegnung mit Menschen in unserem Restaurant haben wir langsam entdeckt, wie man die kerygmatische Dimension des Glaubens mit Leuten erleben kann, die vom Glauben keine Ahnung haben.

Eine dritte wesentliche Erfahrung für mein heutiges Denken und Leben verdanke ich der Begleitung von Priestern und Seminaristen, besonders der Gemeinschaft Emmanuel. Wir haben viel gesprochen über die Schwierigkeiten der priesterlichen Identität und deren Krise, über das „Amtspriestertum“ usw. Aber mir scheint, dass eine viel größere und fundamentalere Schwierigkeit in der pastoralen Ausbildung liegt, die eine missionarische Dimension vermissen lässt. Ich habe den Eindruck, man bildet Priester im Allgemeinen vor allem dazu aus, ein System zu verwalten und zu erhalten, nicht aber für die Evangelisierung, für ein Hineintragen des Evangeliums in die Welt.

Evangelisierung ist eine Bewegung, die zunächst einmal untrennbar verbunden ist mit unserer Beziehung zu Jesus Christus. Christus ist der wahre Missionar. Wir jedoch sollten uns vor allem als Vermittler verstehen.

Somit ist es wichtig, dass wir eben nicht nur jene im Blick haben, die sowieso schon da sind, sondern immer wieder über den Kreis der bereits Angesprochenen hinausschauen, zu jenen Menschen, denen die Kirche fern ist. Es ist wichtig, dass wir auf Menschen zugehen, Kontakt suchen zu jenen Frauen und Männern, die noch keine Glaubenserfahrung gemacht haben. Natürlich braucht dies die richtigen Worte, eine angemessene Art und Weise des Sprechens und des Zugehens. Das ist nicht bloß eine Frage der Kommunikation oder der Gesprächsführung, sondern vor allem der Ausdruck einer pastoralen Haltung.

Ich bin überzeugt davon, dass die Pfarrei ein fundamental missionarischer Ort ist. Hier können Menschen das Geheimnis Christi kennen lernen. Allerdings ist es notwendig, dass die Pfarren Orte sind, die von Offenheit für die Welt zeugen. Sie befinden sich inmitten der Gesellschaft und sollen bereit sein zur Begegnung, zur Verkündigung, zum persönlichen Zeugnis. Dabei scheint mir wichtig, dass Menschen in der Pfarre Glaubenserfahrungen machen, sich formen lassen, um einen Elan für das Evangelium zu finden. So öffnen sie der Pfarre einen Weg, um auf andere zuzugehen, sich um andere zu kümmern und nicht nur an das eigene abgeschlossene pfarrliche Leben zu denken.

III. Die gesellschaftliche Entwicklung

In aller Kürze möchte ich die gesellschaftliche Entwicklung der letzten Zeit in den Blick nehmen. Denn es gibt Veränderungen, die einen Paradigmenwechsel in der ganzen Verkündigung herausfordern. Wir brauchen nicht mehr und nicht weniger als eine pastorale Bekehrung, eine Umkehr und eine neue Hinwendung zu Gott angesichts der vielfältigen gesellschaftlichen Veränderungen in den Zeichen der Zeit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat in den 50er und 60er Jahren in der westlichen Welt eine radikale Entwicklung stattgefunden, die ihren Höhepunkt in den 70er Jahren gefunden hat. Manche nennen dieses Phänomen „die 30 glorreichen Jahre“, in denen die Wirtschaft einen atemberaubenden Aufschwung erlebt hat. Dabei ist eine eigene Freizeit-Kultur entstanden. Ein rapides Wachstum war in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen zu verzeichnen. Im Rückblick auf diese Zeit spricht der französische Philosoph Maurice Clavel von einem menschlichen Größenwahn, der unausweichlich in eine Krise, ja zu einer kulturellen Depression führen musste, die 1968 sichtbar wurde.

Als Konsequenz auf die Geschehnisse in der Welt hat sich auch in der Kirche ein neues Bewusstsein herausgebildet.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat mit einer theologischen Wertschätzung einer Realität begonnen, die sich auch außerhalb der Kirche vollzieht. Das bedeutet eine Anerkennung dieser Welt und die Erkenntnis, dass die Kirche in der Welt geboren wird, um für die Welt da zu sein. Das II. Vatikanum hat in diesem Sinn den technischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwung dieser Epoche theologisch ernst genommen. Es war eine Zeit des Umbruchs, in der Kolonien aufgegeben wurden, in der Völker ihre Selbständigkeit erlangt haben und eine neue Weltordnung deklariert wurde.

Das 2. Vatikanum hat eine Sichtweise eröffnet, dass die Schöpfung und alles, was aus ihr hervorgegangen ist, auf Gnade hin zu sehen ist. In der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* wird damit eine neue theologische Perspektive hinsichtlich der Welt eingenommen. Die Kirche versteht sich als Brücke. Die Kirche und Christus selbst sind für die Welt da; die Kirche aber ist nicht selbst ein Ziel in sich, sondern will die Heiligkeit und das Heil Christi den Menschen in der Welt bringen.

Ab den 70er Jahren spricht der Philosoph Marcel Gauchet von einer Phase der Ernüchterung. Diese ist geprägt von einer Krise der Institutionen, des Staates, der Schulen, der Politik, der Wirtschaft. Es ist eine Zeit, in der sich neue Wirtschaftsbereiche, neue Technologien entwickeln und sich manchmal als äußerst ambivalent erweisen. Zugleich verschwinden ethische Bezugspunkte. Denn in dieser Epoche brechen die traditionellen ethischen Systeme zusammen. Sie tragen nicht mehr. Deutlich zeigt sich dies am Scheitern großer politischer Ideologien, die einst den neuen Menschen und eine neue Welt erschaffen wollten. Übrig bleibt eine Leere, die dadurch gefüllt wird, dass wir viel über Modernisierung und Globalisierung sprechen. Es handelt sich hier um eine weltweite Krise.

Zugleich gewinnt die Diskussion über Ethik einen großen Stellenwert. In wirtschaftlichen Unternehmen, in der Medizin, in Erziehung und Ausbildung wird immer mehr darüber gesprochen. Aber es gibt keine Ethik mehr „für alle“, weil es keinen gemeinsamen Bezugspunkt, kein gemeinsames Menschenbild gibt. Auch das Rechtssystem ist davon betroffen.

Diesen Paradigmen-Wechsel hat Benedikt XVI. so skizziert: Das Abendland ist „eine seiner Kultur müde Welt, eine Welt, die zu einer Zeit gelangt ist, in der es keine Evidenz der Notwendigkeit Gottes mehr ... gibt. Eine Welt, in der es also scheint, als würde der Mensch sich von sich selbst her konstruieren können. In diesem Klima eines sich verschlossenen Rationalismus, der das Modell der Wissenschaften als einziges Modell für Erkenntnis ansieht, ist alles andere subjektiv.“ (Ansprache vom 25. 07. 2005 bei der Begegnung mit dem Klerus der Diözese Aosta) Das soll jetzt keine negative Kulturdiagnose sein, sondern vielmehr aufzeigen, dass solche gesellschaftliche Veränderungen auch eine neue Positionierung der Kirche benötigen. Wir sind nicht mehr in denselben gesellschaftlichen Kontext eingebettet wie vor einigen Jahrzehnten eines allgemeinen Christentums in Europa.

In der Diözese Frejus-Toulon z.B. ist die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher ungefähr 3%. Vor 10 Jahren haben sich in ganz Frankreich 70% der Menschen „christlich“ genannt, nun sind es 60%. In dieser Entwicklung ist die Kirche herausgefordert, eine neue Art und Weise zu finden, sowohl in der Art der Begegnung als auch in der Art des Ansprechens der Menschen. Das aber hat viel umfassendere Konsequenzen als es auf der ersten Blick scheint: „Es bedarf einer radikalen Umkehr der Geisteshaltung, um Missionar zu werden – das gilt für Personen wie für Gemeinden.“ (Johannes Paul II, *Redemptoris Missio* 49)

In diesem Zusammenhang geht es heutzutage darum, unsere christliche Identität (wieder) zu finden. Denn viele Christen haben ihre Bezugspunkte, ihren Kontakt zum Glauben verloren.

Ein Beispiel: Bei einem Besuch in einer katholischen Privatschule habe ich einen 16jährigen Jugendlichen ganz allgemein gefragt: „Was ist die Dreifaltigkeit?“ Er antwortete: „Jesus, Maria und Josef.“ – Ich bin sicher, eine solche Antwort kann man nicht nur in Frankreich

sondern genauso gut (wohl sogar in katholischen Privatschulen) in Österreich oder Deutschland hören.

Ich beobachte also, dass auch jene Menschen, die sich grundsätzlich christlich nennen, kein gemeinsames Fundament im Glauben mehr kennen. Viele Jugendliche, aber auch Erwachsene, die sich selbst als Christen bezeichnen, haben keine Beziehung zum Credo bzw. zu fundamentalen Inhalten unsere Glaubens. Nach einer Umfrage in einer katholischen Privatschule in meiner Diözese haben von jenen, die sich christlich nennen, 60% angegeben, an die Wiedergeburt zu glauben. Das könnte man mit ähnlichen Beispielen fortführen.

Wir leben in einem missionarischen Kontext. Es ist unsere Aufgabe, den Christen zu helfen, zu erkennen, was ihren Glauben ausmacht und ihre christliche Identität zu finden. Es gilt, ihnen Orte und Gemeinschaften anzubieten, wo sie Glauben finden und lernen können, wo eine angemessene Katechese stattfindet.

Aber die Versuchung in unseren christlichen Gemeinschaften kann immer sehr groß sein, dass man sich selbst genügt und dass man – unbewusst – ein Ghetto bildet, weil sich ein Graben der Ahnungslosigkeit und der Sprachlosigkeit zwischen Gesellschaft und Christentum bildet.

IV. Missionarische Wege in der Diözese Frejus-Toulon

Nun möchte ich einige Punkte erläutern, die für die Verwirklichung einer missionarischen Pastoral wesentlich sind. Wir haben dazu auch ein strukturiertes missionarisches Programm ausgearbeitet.

1. Wertschätzung der Charismen, die vor Ort da sind, und die Annahme neuer geistlicher Gemeinschaften

In unserer Diözese gibt es ungefähr 40 verschiedene neue geistliche Lebens-Gemeinschaften. Sie bilden lebendige Zellen in den Pfarren unserer Diözese. Sie geben Zeugnis für ein christliches Leben und sind Orte der Hoffnung.

2. Missionarische Aktion

Grundsätzlich geht es darum, eine Pastoral der Nähe und der Freundschaft zu entwickeln. Seit acht Jahren gibt es dazu in der Diözese Orte, so genannte Evangelisierungs-Bars. Hier treffen sich vor allem Jugendliche, die wir gerne willkommen heißen. Es sind Orte, wo sich Freundschaften entwickeln können. Wir brauchen solche Orte vor allem in den Städten, wo die Menschen alltäglich vorbeikommen. Denn für viele unserer Zeitgenossen gehört der Glaube einer Vergangenheit an und ist obsolet. Solche Begegnungsorte laden jedoch zum Kontakt ein.

3. Aspekte eines missionarischen Projektes

Wir müssen akzeptieren, dass wir in einer Zeit des Umbruchs leben. Lange konnten wir eine Pastoral einer versteckten Präsenz pflegen, in der wir zurückgezogen unmerklich da waren,

wo wir nicht gesehen wurden. Heute braucht man wieder Sichtbarkeit. Ein Beispiel: Einige Ordensleute in meiner Diözese besuchen Discos (Jugend-Nightclubs), in denen bis zu 5000 Jugendliche sind. Sie wollen junge Menschen treffen und ihnen begegnen. Interessant ist dabei, dass der verantwortliche Chef einer solchen Disco, der selbst nicht christlich ist, mir mitgeteilt hat: Es ist wichtig, dass ein Priester bzw. eine Ordensschwester kenntlich ist und dies durch sein/ihr Ordenshabit zeigt. Dadurch kann er/sie erkannt und identifiziert werden. Dadurch wird gezeigt, dass sie verfügbar, d.h. ansprechbar sind für die Jugendlichen. – Denn viele dieser jungen Menschen stellen (sich) Fragen. Nicht wenige leben in schwierigen Situationen, flüchten in Alkohol, in Drogen.

Anmerken möchte ich, dass es dem gegenüber aber auch wichtig ist, den Umbruch im ganzen Bereich der Liturgie wahrzunehmen. Hier ist wieder wichtig zu entdecken, dass es heilige Orte gibt, dass es unverfügbare sakrale Symbole gibt, durch die Gott zu den Menschen spricht.

4. Wichtig ist eine Präsenz an Orten der Kommunikation und in den Medien

In unserer Diözese gibt es ein eigenes Radio. Natürlich verfügen wir auch über schriftliche Medien, über eine Diözesanzeitung. Neu ist unsere Präsenz durch ein Web-TV im Internet. Dessen Wirkung können wir gar nicht abschätzen. Auf jeden Fall werden wir auffindbar für viele Menschen, die durch das Internet surfen.

5. Eine unserer Prioritäten sind die Orte, an denen der Glaube weitergegeben wird

Dazu gehört die ganze Frage der Erziehung, besonders in den Familien (Familienpastoral) sowie die Schulen.

Wir haben zwei „Berufungsfoyers“ eröffnet. Das sind Orte, zu denen Jugendliche kommen können, um sich der Frage nach ihrer Berufung zu stellen. Sie haben die Möglichkeit, dort in Gemeinschaft zu leben und ihrem Christsein auf den Grund zu gehen. Und sie können ihre Beziehung zu Christus vertiefen.

6. Ein weiterer Punkt für eine missionarische Pastoral ist der Katechumenat

Jedes Jahr gibt es ca. 100 Erwachsene in der Diözese, die um die Taufe bitten. Daneben haben wir auch eine Art „ständiger Katechumenat“ eingerichtet für Personen, die in einer anderen Situation herausgefordert sind, ihren Glauben zu entwickeln. So gibt es z.B. ein Programm für wiederverheiratete Geschiedene, die ja die Eucharistie gemäß der Ordnung der Kirche nicht empfangen können, aber dennoch ihren Platz in der Mitte der christlichen Gemeinschaft finden sollen.

7. Eine weitere Herausforderung ist die Gründung von neuen Gemeinschaften

in Gebieten, wo es noch keine christlichen Gruppen gibt. Ich denke z.B. an die großen Vororte der Großstädte, wo die dort lebende Bevölkerung kaum oder überhaupt nicht mehr mit einer Pfarre in Verbindung steht. Wir haben zwei Teams mit Priestern und Laien gebildet, die in Hochhäusern in diesen Vororten mitten unter der Bevölkerung (es gibt sehr viele Migrant/innen) leben. Hier gibt es keine Kirchen, aber man trifft sich in einer Wohnung

zum Gebet. Ausgehend von den hier geschlossenen persönlichen Kontakten kann eine neue christliche Gemeinschaft entstehen. Dabei kann man sogar von einem Phänomen der Kirchengründung sprechen. Es ist sehr bewegend, solche neue Gemeinschaften zu besuchen, die als kleine Minderheit in einem religionsfernen Kontext oftmals unter vielen Moslems leben. Manches an ihnen erinnert an die Situation, wie sie in der Apostelgeschichte beschrieben wird. – Die Großstädte sind neue Orte der Mission.

8. In unserem Konzept spielen die so genannten „wandernden Missionen“ eine große Rolle („mission itineraire“)

Hier arbeitet ein missionarisches Team mit einem Priester zusammen, um schließlich eine 14-tägige Pfarrmission durchzuführen. Dies soll einen neuen Elan in eine Pfarre bringen. Ich sehe die Notwendigkeit, dass christliche Gemeinschaften immer wieder Zeiten brauchen, in denen jemand von außen kommt und neue Impulse gibt. Dies fördert, eine neue Art missionarischen Denkens zu entwickeln und sich eine neue Sichtweise auf den gesellschaftlichen Kontext und die Ereignisse anzueignen. Denn Mission ist nie eine Einbahnstraße. Man empfängt genauso viel wie man gibt. Diese missionarische Erfahrung der Pfarrmissionen, der klaren kerygmatischen Verkündigung, erweist sich als sehr fruchtbar hinsichtlich des Wachstums einer christlichen Gemeinschaft vor Ort.

9. Evangelisierung der Volksfrömmigkeit

Wir haben viele heilige Orte, Klöster, Bauwerke. Hier wollen wir Menschen in immer größerem Ausmaß willkommen heißen und religiöse Vertiefung bzw. ein Kennenlernen des Glaubens anbieten. Ansonsten bleiben diese Bauten Reste einer Volksfrömmigkeit, die allzu gern auch synkretistisch umgedeutet werden. Gedankenströmungen im Sinne von New Age sind da gerne vereinnahmend. Es braucht eben immer auch eine Evangelisierung der Volksfrömmigkeit.

10. Ein ökumenischer Ausblick

Die ökumenische Dimension zeigt sich in der Zusammenarbeit mit Pastoren der reformierten Kirche in Frankreich. Mit ihnen entwickeln wir gemeinsam ein Programm der Evangelisierung im Blick auf die kerygmatische Verkündigung des Glaubens. Dazu gibt es jedes Jahr einen Kongress, der uns bestärkt, Ökumene an unserem Ort zu leben.

V. Abschluss

1. Evangelisierung erfordert zuerst immer eine Radikalisierung unserer persönlichen Beziehung zu Christus. Jegliche Mission bekommt erst Sinn von Christus. Ein Christ ist erst dann missionarisch, wenn er sich ergreifen lässt von Jesus Christus und seiner Mission. Eine Neuevangelisierung ist in diesem Sinn zutiefst spirituell. Man darf sie keineswegs auf ein Marketing-Konzept oder eine Methode reduzieren. Es geht um eine spirituelle Haltung: Christus lässt uns an seinem Werk teilhaben, um die Welt zu heiligen.

2. Evangelisierung braucht eine Gemeinschaft. Es wird keine neue Mission geben, wenn wir nicht auch neue Möglichkeiten finden, christlich Gemeinschaft zu leben und unsere Zugehörigkeit zur Kirche zu bezeugen. Dass die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist, muss sich auch hier zeigen.

3. Evangelisierung braucht einen Blick auf die Welt, um ständig zu entziffern, welche Erwartungen, welche Fragen, welche Bedürfnisse uns entgegenkommen. Darauf ist unsere Antwort herausgefordert – mit der Überzeugung, dass der Mensch berufen ist, Christus zu begegnen. Eine der größten Herausforderungen ist die Evangelisierung unserer Kultur. Evangelisierung ist ein spiritueller und ein kirchlicher Weg, der für die Menschen da ist.

4. Eine der Früchte der Evangelisierung in der Diözese Frejus-Toulon ist, dass uns viele geistliche Berufungen geschenkt werden. Durch diesen missionarischen Elan, der an manchen Orten spürbar ist, erleben sich viele junge Leute als angesprochen und sind bereit, ihr Leben für Christus zu geben. Sie wollen aber nicht der Verwaltung und Erhaltung einer Gemeinschaft, eines Systems dienen, sondern für das Wachstum des Leibes Christi eintreten.

Ich bin überzeugt davon, dass wir erst am Beginn dieses Prozesses stehen, der in der Kirche unseres Landes ganz neu ist. Früher haben wir in einem christlichen Kontext gelebt. Heute müssen wir uns neu ausrichten und jenem gesellschaftlichen Umfeld Rechnung tragen, in dem Christus heute gebraucht wird.

Aus:

Walter Krieger, Balthasar Sieberer (Hg.), Missionarisch Kirche sein, Wagner Verlag Linz 2008